

Nr. 228. Bromberg, den 25. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Als sie unten vor der Pforte standen, sagte Fedko: „Höre, du mußt mir sagen, was du da oben treibst . . .“

„Ich lese.“

Der Alte schüttelte unwirsch den grauen Kopf.

„Das ist nicht wahr! Sag' die Wahrheit! Nicht aus Neugierde will ich es wissen, sondern meiner Pflicht gemäß.“

„Aber das kann dir doch gleichgültig sein . . .“

„Oho! Als du mir gestern deine Bitte sagtest, habe ich mir gedacht: „Der Senderko war schon als Kind nicht so, wie die anderen Juden, er ist wahrscheinlich ein gestohlenes Christenkind, und darum liegt es ihm im Blute, daß er sich nicht vor dem Kloster fürchtet.“ Aber jetzt habe ich dich getroffen, wie du mit den Händen herumwirfst und schreist und ein verzücktes Gesicht machst. Weißt du, wer sich so benimmt? Entweder ein Verrückter —“

„Ich bin bei Vernunft“, beteuerte Sender.

„Dann noch schlimmer — ein Zauberer!“ sagte Fedko dumpf und bekreuzte sich. „Und bei einer Zauberei helfe ich nicht mit. Einmal ist keinmal — hoffentlich ist diesmal kein großer Schade geschehen. Aber du kommst nie wieder hinauf!“

Sender seufzte tief auf. Dann begann er zu flehen, seine Unschuld zu beteuern. Der Alte blieb hart. Sender versprach ihm, fortab nicht bloß am Sonntag, sondern auch am Mittwoch ein Fläschchen Slibowitz zu zahlen. Fedko ließ sich nicht rühren.

„Du mußt mir sagen, was du oben treibst?“ wiederholte er.

„Ich lerne!“

„Ich bin nicht so dumm,“ sagte Fedko, „so lernt man nicht!“

So rückte denn Sender endlich mit der vollen Wahrheit heraus, aber es dauerte sehr lange, bis der Alte es annähernd verstand.

„Kommedia,“ murmelte er. „Was ist das für ein Einfall! Kommedia machen unsere Burschen, wenn sie um Neujahr als die Drei Könige aus Morgenland von Haus zu Haus ziehen, aber was nützt das einem Juden?!“

Indes — so viel war ihm nun doch klar: der Bursche war wohl eher verrückt, als ein Zauberer. Und daraufhin ließ es sich doch wieder wagen.

„Das eine sage ich dir,“ schloß er, „wenn ich im Kloster oder in der Stadt die geringste Verzauberung bemerke, so werde ich wissen, wer sie angestellt hat, und mich danach benehmen!“

„Ich bin's zufrieden“, sagte Sender und eilte in die Werkstätte.

Zehntes Kapitel.

Josfele Alpenroth, sonst ein sanftes, stilles Männchen, empfing ihn heute sehr mürrisch.

„Es ist drei Uhr“, sagte er, „du hältst die Arbeitsstunde nicht ein. Auch sonst kann ich unmöglich mit dir zufrieden sein, endlich muß ich es dir sagen. Wenn das nicht besser wird, so kannst du gehen.“

Das hätte sich Sender sonst wahrlich nicht zu Herzen genommen, das Handwerk war ihm ja in der Tat sehr gleichgültig. Heute traf es ihn hart. Denn weil er bei Josfele weder Kost noch Wohnung hatte, so hatte er sich eben vorgenommen, den Meister um einen kleinen Lohn zu bitten. Nur so konnte es ihm ja möglich werden, die Namenstage seines alten Freundes würdig zu feiern. Nun fand er natürlich nicht den Mut, die Bitte auszusprechen.

Betrübt kam er des Abends heim. Es fiel ihm schwer, aber er mußte nun, wohl oder übel, die Mutter darum ersuchen.

Frau Rosel hörte ihn nach ihrer Gewohnheit schweigend an, und fragte dann kurz: „Wozu?“

„Nun“, meinte Sender verlegen, „ich bin ja kein Kind mehr. Ein erwachsener Mensch fühlt sich ja wie ein Toter, wenn er so ohne Geld herumgeht.“

„Warum verdienst du es nicht?“

„Aber ich bin ja noch Lehrling.“

„Warum heiratest du nicht?“

„Hei—ra—ten!“

Sender war ebenso erstaunt wie erschreckt.

„Ja, heiraten!“ wiederholte die Frau nachdrücklich. „Glückliche Eltern, die das Geld dazu haben, können schon früh das gottgefällige Werk tun und ihre Söhne im fünfzehnten, sechzehnten Jahre verheiraten. Mir ist dies Glück, dies Verdienst vor Gott nicht beschieden gewesen. Aber nun bist du über zwanzig Jahr' alt — es ist die höchste Zeit, daran zu denken!“

„Nein!“ rief er heftig.

„Wie?“ schrie sie auf.

„Um Gotteswillen, Mutter, nein!“ fuhr er flehentlich fort und erhob abwehrend die Hände — an diese Gefahr für seine Pläne hatte er noch gar nicht gedacht!

„Willst du gar nicht heiraten?“

„Nein!“

„Niemals?!“ schrie sie abermals gellend auf.

„Niemals!“ erwiderte er ebenso laut, fast sinnlos vor Erregung.

„Warum?“ stieß sie heiser hervor. „Aber was frage ich noch!“ fuhr sie murmelnd fort. „Ich weiß es ja!“

Ihre Stimme brach sich, die Tränen stürzten ihr plötzlich über die Wangen und sie begann krampfhaft zu schluchzen.

Das war etwas so Ungewohntes, so Unerhörtes an dieser Frau, daß es dem Jüngling ins tiefste Herz griff.

„Um Gotteswillen!“ rief er flehend. „Beruhige dich doch! Niemals — ich habe es ja nur so gesagt — warum sollt' ich niemals heiraten?! Ich meine nur — jetzt — jetzt könnt' ich an alles andere eher denken! Ich hab' ja noch nichts, ich bin ja noch nichts, wie sollt' ich ein Weib ernähren?!“

Er mußte lange fortfahren, bis sie sich wieder gefaßt hatte.

„Ist es nur dies?“ fragte sie endlich und blickte ihn scharf an.

Er nahm sich zusammen und hielt den Blick aus.

„Ja!“

„Dafür kann Rat werden!“ entschied sie. „Du wirst bald dein Brot verdienen. Und bis dahin kannst du ja von dem leben, was die Mitgift deiner Frau trägt oder auch von der Mitgift selbst, das ist auch noch durchaus kein Unglück, kein Leichtsinn. Die meisten heiraten so und es geht gut aus! Also nächster Tage werde ich mit Itzig Türkischgelb reden.“

Das war der geschickteste Heiratsvermittler von Barnow.

Sender seufzte tief auf.

„Nächster Tage“ wiederholte Frau Rosel und strich mit der flachen Hand über die Tischdecke.

Sender kannte die Bedeutung dieser Bewegung: die Sache war abgemacht.

Es konnte ihn wenig trösten, daß er nun auch das erbetene Geld erhielt mit dem Versprechen, daß es ihm wöchentlich regelmäßig zukommen werde bis zur Vermählung.

„Hoffentlich noch in diesem Winter,“ schloß die Frau.

Sender schlief in jener Nacht etwas später ein als sonst, aber wer so jung ist und so fest an sich glaubt, bringt seine Sorgen leicht zur Ruhe. Bis auf weiteres genügte ihm die Möglichkeit, in der Klosterbibliothek „Weisheit“ zu erwerben, und was die angedrohte Braut betraf, so konnte er sich wohl über die Entschlossenheit seiner Mutter keiner Täuschung hingeben, „aber“ — dachte er — „ohne mich kann's doch eigentlich auch nicht geschehen und obendrein brauche ja nicht bloß ich mich zu entscheiden, sondern auch die Eltern der Braut können „Nein!“ sagen. Ich kann ja auch etwas dazu tun — umsonst heißen sie mich nicht den „Pojaz“!“

Seine Pflegemutter aber fand auch der grauende Morgen noch wach. „Er hat vielleicht zuletzt nicht gelogen,“ dachte sie, „aber die Sache ist nicht leicht zu nehmen. Denn jenes „Niemals“ hat sein Blut aus ihm herausgerufen, das unselige Blut, das vielleicht stärker ist als seine Liebe zu mir!“

Sie wollte tatkräftig eingreifen, auch diesmal den Kampf mit dem Dämon aufnehmen, aber das Herz war ihr schwer und kummervoll.

Nachdem Sender nun das Geld hatte, die vielen Namenstage des Fedko würdig zu begehen, fand er sich wieder regelmäßig in der Bibliothek ein und las das „Spiel vom Juden Nathan“ weiter, eifrig, aber mühsam und ohne vollen Erfolg, weil ihm das nötige Wissen zum rechten Verständnis fehlte. Über die unzähligen dunklen Stellen half ihm weder sein scharfer Verstand, noch sein starker dramatischer Instinkt genügend hinweg.

Was er verstand, packte ihn freilich mächtig, schon deshalb, weil es ihm so neu war, eine unbekannte, fremde Welt, die Welt der reinen Menschlichkeit. Er war in einem Winkel der Erde geboren und aufgewachsen, wo die Binde des religiösen Vorurteils den armen Menschen so dicht um die Augen liegt, wie selten anderwärts. Als er nun mit ungemeiner Spannung aller Sehnen der Seele, so wie man eine unerhörte Entdeckung vernimmt, das Märchen von den drei Ringen las, da sank ihm diese Binde freilich nicht von den Augen, aber er erkannte doch, daß es Leute gegeben, die sie nicht getragen. Die Stelle beschäftigte ihn auf das Lebhafteste, er las sie immer und immer wieder, obwohl er dabei die Neugierde niederkämpfen mußte, wie „das Spiel ausgehen“ werde. Aber wie oft er auch begeistert vor sich hinsprach: „Eine schöne Geschichte, eine wunderschöne! Ich wollt', ich könnt' sie gleich weitererzählen! Und so „sinnedig“ (sinnreich) ist sie!“ — er selbst vermochte sie nicht recht zu beherzigen, und die Mahnung

„Wohlan
So eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!“

wäre ihm unerfüllbar gewesen, auch wenn ihm ihr Sinn völlig klar aufgegangen wäre. „Wenn Nathan,“ dachte er, „beweisen will, daß auch ein Jud', ein Christ, ein Türk' ein braver Mensch sein kann, daß niemand glauben soll, nur er ist gut — da hat er recht. Aber wenn er vielleicht sagen will: Jeder Glaube ist der richtige — das ist, scheint mir, nicht wahr. Ich hab' doch gewiß nichts gegen die Polen und bin schon zufrieden, wenn sie mich in Ruh' lassen, aber daß ihre Religion so gut ist wie die meinige, kann ich nicht glauben. Denn warum bleib' ich denn ein Jud', den alle schimpfen und bedrücken? Da kann ich mich ja gleich taufen lassen! Aber daß der Herr Lessing einen Juden so gerecht reden läßt, war doch schön von ihm. Die Leut' hören es und denken sich dann: „Warum sollen wir die Juden hassen? — sie hassen ja auch uns nicht“ . . . Und das ist gut, sehr gut! Schad' ist nur, daß nicht alle Polen Deutsch verstehen!“ Denn daß die Mahnung auch anderwärts nötig sein könnte, fiel ihm nicht bei. Hatte doch auch Nadler gesagt, daß die Juden heutzutage nirgendwo mehr so bedrückt seien, wie in Galizien!

Als er endlich nach mehreren Wochen mit der Dichtung fertig war, legte er sie mit sehr gemischten Empfindungen aus der Hand. Es kränkte sein Selbstgefühl, daß ihm so vieles unverständlich geblieben; er räumte in Gedanken ein, daß dies nicht des Dichters Schuld sei, aber ärgerlich war es doch und verdarb ihm die Freude an dem Werke. Auch mißfiel ihm, daß die Leute seines Erachtens gar so viel redeten und zu wenig handelten — es ging doch zu wenig vor — kein Kampf, keine Schlacht, nicht einmal eine richtige Liebesgeschichte war darin. Eine Ahnung der sittlichen Größe der Dichtung überkam freilich auch ihn — „Er muß doch wirklich ein feiner Mensch gewesen sein,“ urteilte er über den Dichter, „und gegen alle gut, nicht bloß gegen uns Juden. Aber daß er es auch gegen uns war, werd' ich ihm nie vergessen!“ Darum empfand er es auch peinlich, daß ihm von jenen beiden „Spielen“, die er kannte, der „Nathan“ nicht ganz so gut gefiel, als der „Schajelock“, obwohl doch in diesem die Juden nicht so gut wegkommen. Und wenn er gar nachdachte, wen er lieber darstellen wollte, den wilden, rachegierigen „Schajelock“ oder den edlen, milden Nathan, so gab er vollends mit aller Entschiedenheit der unedleren Gestalt den Vorzug.

„Nathan,“ sagte er sich, „ist zwar der Bessere, aber er redet immer ruhige, vernünftige Sachen und hat keine großen Leiden und keine großen Freuden, Schaje aber — der kann immer schreien und herumlaufen und dies und jenes tun. Nathan wäre leichter zu machen, aber Schaje wäre mir doch lieber! Natürlich aber den S c h l u ß, den müßte ich machen, wie ich will!“

Das nächste, worüber er nun geriet, war „Emilia Galotti“. Aber hier kam kein Jude vor, und in diesem feinen Intriguennetze vermochte sich der arme Sender vollends nicht mehr auszukennen, so peinliche Mühe er sich auch gab. Auch war ihm natürlich die Sprache zu gebildet. Da las er zum Beispiel die Szene zwischen dem Fürsten und dem Maler, las sie wohl an die zehn Male, und begriff noch immer nicht, worüber die Herren sich eigentlich unterhielten. Je weiter er kam, desto dunkler ward es um ihn, und schließlich wurden ihm die feingefügten Szenen zu einem Irrgang, in welchem er nur noch aus Pflichtgefühl umherschlich. Brennend empfand er die Sehnsucht nach einem Lehrer und Rater, und dabei dämmerte ihm auch zuweilen die Erkenntnis auf, daß dieses Lesen von „Spielen“ vielleicht doch nicht jenes „Lernen“ sei, welches ihm der Direktor in Czernowitz so dringend ans Herz gelegt. Tag für Tag fand er sich ums Mittagsläuten pünktlich an der Tartarenpforte ein, aber von Tag zu Tag zaghafter und betrübter.

Hierzu kam noch eine äußere Bedrängnis. Der Winter war hereingebrochen, und das ist ein grimmiger Gast in der großen Ebene, welche schutzlos dem Nord- und Ostwind preisgegeben ist. Im Saale der Bibliothek herrschte die Temperatur eines wohlgepflegten Eiskellers.

So oft Sender die Treppe emporstieg, klapperten ihm schon beim bloßen Gedanken an diese Kälte die Zähne, und während der beiden Stunden mußte er wie wahnsinnig auf und ab rennen, stampfen und um sich schlagen, um nicht zu erstarren.

Der alte Fedko, der bisher weder im Städtchen noch im Kloster durch eine besondere Zauberei beängstigt worden und daher immer mehr zu der Überzeugung kam, daß sein armer Senderko nur eben ein stiller Wahnsinniger sei, Fedko fühlte Mitleid mit „diesem merkwürdigen Juden“, und brachte einmal eine wohlgefütterte Kutte herbeigeschleppt.

„Da schlüpf' hinein“, riet er, „die Kutte hat dem Pater Amilius gehört, er hat sie immer angezogen, wenn er hier in der Bibliothek ein Buch gesucht hat.“

Aber Sender sträubte sich lange, das Mönchsgewand anzuziehen, und als er es endlich an einem besonders kalten Tage dennoch tat, da war es ihm, als hätte er eine schwere fast unsühnbare Sünde auf sich genommen.

Einige Tage später hatte er eine Unterredung, welche das Maß seiner Sorgen und Bekümmernisse voll machte.

Als er nämlich eines Abends heimkam, fand er bei seiner Mutter im warmen Stübchen einen Mann sitzen, den er sonst sehr gern gesehen hatte, seit einigen Wochen aber so ängstlich mied, als wäre es der leibhaftige Teufel. Das war Itzig Türkischgelb, der fröhliche „Marschallik“ (Lustigmacher) und Heiratsstifter von Barnow, in seiner Art auch ein „Pojaz“ und wahrlich nicht der langweiligste, klug und wohlwollend, immer fröhlich, freilich auch immer durstig.

Sender war damals vielleicht der einzige Mensch in Barnow, der die Gesellschaft dieses feuchten Greises fürchtete. Denn Itzig Türkischgelb war eine überaus beliebte Persönlichkeit, und verdiente dies auch durch seine Bravheit und ewig muntere Laune. In Häusern, wo sich heiratsfähige Kinder fanden, war er besonders wohlgelitten, denn er stand im Rufe, daß er selbst das häßlichste Mädchen, den ungeschicktesten Tölpel anzubringen wisse, sofern er sich nur recht der Sache annehme. Nur die Mädchen liefen vor ihm davon, weil er seinem Witz und seiner Phantasie gern freien, sehr freien Lauf ließ. Aber Sender war kein Mädchen, und darum hatte er bei Gastmählern und Hochzeiten manche fröhliche Stunde mit dem Alten verbracht und so wacker in allerlei Schwänken mit ihm gewetteifert, daß die Leute oft kaum zu sagen mußten, wer sie besser unterhalten habe, ob der gemietete „Marschallik“ oder sein freiwilliger Nebenbuhler.

Jetzt freilich wurde Sender bleich, als er den alten Kumpan da sitzen sah, und blickte ihn finster an. Aber Itzig bemerkte es nicht, oder tat so, als ob er es nicht bemerkte.

„Sender", rief er ihm fröhlich entgegen, „sei so gut und mach' den Mund auf und sag' Ja!"

Aber Sender blieb finster.

„Was wollt Ihr?" fragte er kurz.

„Daß du „Ja" sagst", erwiderte der Alte freundlich. „Wenn du aber vielleicht müde bist, so brauchst du nur mit dem Kopfe zu nicken, und es ist uns auch genug — nicht wahr, Frau Rosel?"

(Fortsetzung folgt.)

Der dumme Nando.

Skizze von **Ferdinado Paolieri.**

(Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von Katharina Bombe.)

Als der Vater begraben war, sagten die beiden älteren Brüder dem jüngeren, den sie aber nicht für voll ansahen, daß sie Haus und Hof unter sich teilen würden. Nando, der jüngste, war durch Trunk und Tabak frühzeitig gealtert, so daß man ihn für den Vater der beiden großen, robusten Männer halten konnte. Von Nando sprach niemand, denn er war ja vertrottelt. Die beiden anderen hingegen fürchtete man in der ganzen Gegend wegen ihres gewalttätigen Auftretens und traute ihnen auch in bezug auf die Erbteilung nichts Gutes zu. Sie waren zwar nicht reich, dafür aber sehr geizig, und immerhin konnten sie von dem kleinen Bauerngut leben, ohne bei fremden Leuten zu arbeiten. Sie sparten sich den Groschen vom Munde ab, um allerlei Verbesserungen und Verschönerungen vornehmen zu können. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatten sie beide ein Auge auf den Landbesitz geworfen, und jeder von ihnen hoffte, daß er ihm zufallen würde, weil man davon leben konnte, von dem Hause hingegen nicht. Nando, der Tölpel, kam gar nicht in Frage. Er arbeitete ja doch nicht, hatte sicher nicht die Absicht zu heiraten, und man würde ihn so mit durchfüttern; seinen Anteil würde man ihm natürlich niemals auszahlen.

So erwarteten sie ungeduldig den Tod des Alten und waren nötigenfalls bereit, sich gegenseitig totzuschlagen, um das Stückchen Land zu bekommen. Indessen lag Nando, der Idiot, den die Gicht schon plagte, wie eine Eidechse vor der Haustüre in der Sonne, hatte den Fiasko mit Wein unter dem Strohstuhl stehen, die tönerne Tabakspfeife zwischen den wackligen Zähnen und döste vor sich hin. Das einsame Haus war arg verfallen. Die Tünche platzte ab, der Fußboden war morsch vor Feuchtigkeit, der Schmutz lag handhoch in den Ecken, und die Möbel gingen aus dem Leim. In den langen Wochen der Krankheit des Vaters humpelte Nando, während die Brüder das Feld bestellten, durchs Haus und sah sich jedes Stück des Hausrates sorgfältig an. Der Alte hatte schon lange die Sprache verloren, blinzelte mit den grünen, kleinen Raubtieraugen und bewegte tonlos die Lippen, als ob er etwas sagen wollte. Nando saß rauchend am Bette des Gelähmten, klopfte die Pfeife aus und bemühte sich vergebens, den Sinn der unartikulierten Laute zu erfassen. Mit matter Handbewegung zeigte der Alte aufs Feld, als ob er die Brüder sprechen und ihnen allen dreien noch etwas Wichtiges mitteilen wollte. Aber Nando verstand die verzweifelten Anstrengungen nicht. Da wurde der Alte blau vor Wut und stieß die Hand so heftig nach unten, als wollte er den Fußboden durchbohren. Nach diesem vergeblichen Kraftaufwand legte er sich auf die Seite und starb.

Nando ging vor die Tür und wartete, bis die Sonne unterging. Brüllend kehrten die Ochsen heim, und auch die Stimmen der Brüder hörte man hinter der niedrigen Hecke. Sie stritten sich wieder einmal um das Stück Land und waren sich nur in der traurigen Feststellung einig, daß ihnen auch nicht ein einziges Stück von dem schönen Vieh gehörte. Als Nando sie sah, hinkte er ihnen so schnell wie möglich entgegen und stotterte: „Der Vater . . . ." „Ja doch, stirbt er, oder ist er schon tot?" „Hatte einen Augenblick der... na, wie sagt man doch?" „Einen Schlaganfall, eine Krisis?" „Nein, nicht doch, ich meine etwas Gutes." „Der Klarheit?" „Ja, doch, das ist's." „Vorwärts doch, du Idiot, was war denn?" „Er wollte etwas sagen, aber ich habe nichts davon verstanden." Die Beiden packten ihn rechts und links, schüttelten und knufften ihn und schrien nur dauernd: „Her mit dem Testament! Was, du hast es nicht? Du weißt nicht, wo es ist! Her damit, du Schurke!" Damit stürzten sie ins Zimmer, rückten alle Möbel von der Wand, die Truhe mit den Löwenfüßen, die Empirekommode mit den kannelierten Säulen, durchwühlten die Schubladen, aber kein Testament war zu finden. „Hat er denn gar keine Andeutung gemacht, wo es ist?" „Doch", sagte Nando, der noch dümmer als sonst aussah, „er hat einmal nach dem Fenster gezeigt." „Na endlich, da haben wir's", sagten die beiden mit einem Blick des Einverständnisses, „da hat er sein Testament in Mercatale bei der Tochter gemacht. Die Bande hat ihn dazu gedrängt. Aber so schnell lassen wir uns nicht über's Ohr hauen. Jetzt wollen wir erst einen Bissen essen und dann schlafen gehen, aber morgen früh fallen wir denen ins Haus. Ich nehme die Flinte mit und du die frisch geschliffene Sichel. Die sollen nichts zu lachen haben." —

Kaum waren sie am nächsten Morgen aus dem Hause, da stieg Nando in den Keller hinab und stöberte alles durch. Er warf die Reisigbündel herum, daß die Spinnen, Schwaben und Mäuse nur so flogen, klopfte Wände und Fußboden ab, horchte, ob es irgendwo hohl klänge, hob den Deckel vom Gulli hoch, aber nirgends war ein Testament. Als er wieder hinaufging, fiel sein Blick zufällig auf eine alte, wurmstichige, fliegenbeschmutzte Holzmadonna über der Treppe. Er hatte sie so oft gesehen und niemals genau betrachtet.

Einstweilen setzte er sich wieder vor die Türe in die Sonne und wartete auf die Rückkehr der Brüder. Die aber kamen weder an diesem noch am nächsten Abend. Man erfuhr hingegen, daß sie sich mit den Verwandten schrecklich gezankt und den Schwager sogar verwundet hatten, und daß sie deshalb festgenommen waren. — Da holte Nando die kleine Madonna von ihrem Sockel herunter, steckte sie in einen Sack und ging damit zu Fuß nach Florenz. Jetzt hinkte er gar nicht mehr, blieb auch nicht an der ersten, besten Straßenecke stehen, sondern lief von einem Antiquar zum anderen und bot die Holzskulptur zum Verkaufe an. Bei jedem schlug er den Preis auf. Schließlich gab er sie für 25 000 Lire ab, doch, wenn er die Bedeutung der Inschrift Jacopo della Quercia gekannt hätte, so hätte er sich noch länger besonnen. —

Als sich die beiden Brüder endlich wieder auf freiem Fuß befanden, aber immer noch kein Testament ans Tageslicht gekommen war und sie sich auch in Florenz beim Notar nicht einigen konnten, wurden Haus und Hof für 25 000 Lire versteigert. Nach Abzug der Unkosten kamen auf jeden 8000 Lire, wovon natürlich keiner leben konnte. So gingen die beiden als Arbeiter nach Amerika.

Nando aber, der Dummkopf, hatte alles durch einen Strohmann aufkaufen lassen. Er nahm sich die Diavola ins Haus, die zwei Zentner wog und eine tadellose Kohlsuppe kochen konnte, verpachtete sein Land und saß den lieben langen Tag in der Sonne, mit der Pfeife im Mund und dem Fiasko unterm Stuhl.

Stunden vor Madeira.

Eine Novellette von **Eitel Kaper-Wilhelmshaven.**

Am Himmel setzten sich die scharfen Konturen eines feinen Lachsrot und einer derben Mischung von Strichwolken ab. Die Maschine der „Lisboa" ächzte auf „Alle Fahrt voraus!", peitschte sich immer wieder von neuem zu letzter verzweifelter Kraft an und erstarb dann sichtbar, wie ein zitternder Greis, dem das Leben zwischen den Fingern durchsickert, dessen Atemstöße immer zarter zu einem leisen Moll des Todes hinübergleiten.

„Höchstens acht bis neun Knoten", löste sich ein fettiges Knurren vom ersten Maschinisten, kletterte hinüber in die Heizräume, nahm den Stokern die Lust am Schippen. Es lag eine unerquickliche Welt um die schwarzen Gesellen, die von Schweiß troffen. Das kratzige Sprechen des Dürstenden, der unter den Qualen des alten Schiffes litt. Hohle Augen, herausgepreßte Adern, leises Knacken in den Kniekehlen, wenn die Schaufel geschwungen wurde. Die weiße Glut preßte sich mit ihrem fressenden Atem in den Raum. Die Ventilatorhuzen schienen zu schlafen, auch dort absterbendes Schweigen, verbrauchte Luft . . .

Nur um den dicken, verrußten Schornstein strich ein feiner Gegenwind, belustigte sich mit dem weißflockigen Dampf und jauchzte über das Oberdeck. Der Maschinentelegraph war mitsamt dem Brückenpersonal erstorben. Der Kapitän lehnte unter dem Sonnensegel und hatte für sein Schiff keinen Blick übrig. Auf dem Vorschiff wurden Manilataue geordnet. Die Betäubung des weiten Wassers mit seiner kaum sichtbaren Bewegung hielt an. Der Geruch eines fremden, exotischen Parfüms zog sich vom Promenadendeck aus in alle Fugen und kletterte sogar auf die Kommandobrücke, wo der Wachtoffizier schnupperte und sich dann neugierig umsah. Er blickte sinnend auf das Messing des Maschinentelegraphen, buchstabierte sich die Angaben, als seien sie etwas ganz Neues. Der Kapitän rührte sich nicht, spielte nur mit nervösen Fingern an dem Riemen des Fernstechers, sah durch das Glas, schüttelte den Kopf, ganz mechanisch. Es wollte sich nichts zeigen. Im Damensalon schrie ein Papagei, und der häßliche Laut durchriß die Luft. Die Liegestühle knarrten.

Der zweite Hilfsmaschinist machte seine erste Fahrt über See vollgepfropft mit technischem Wissen, Besitzer einer be-

scheidenen Kabine im Unterdeck. Er hatte das Bullauge aufgeschraubt und festgestemmt, die Vorhänge zur Seite gerissen und lag auf dem Bett. Ringsum jagten ihm die Wände die Hitze der Maschine entgegen, die Deckel seiner Bücher bogen sich, und die letzten Blumen aus Lissabon erstarben im trockenen Glase. Über dem Bett staken bunte Karten aus Spanien und Portugal an der Wand.

Federnd sprang er aus der Koje und lehnte sich aus dem Fenster, und es war ihm, als habe er von ferne Land gesehen, einen ganz dünnen Streifen. Das belebte ihn, er würgte das laue Mineralwasser herunter und wollte sich deckfein machen. Er warf seine Sachen in das kleine Schränkchen, fuhr peinlich mit der Bürste über die weiße Mütze und wischte mit einem kleinen Lappen das Reedereischild blank. So!

Ein Heizer riß die Tür auf: „Herr Maschinist, Sie möchten die Wache übernehmen. Maschinist Garcias ist krank!“ Der Junge war nicht lange genug Maschinist, um so schnell fluchen zu können, wie der Heizer die schmale Tür zuschlug, aber er schlug doch herzhaft auf die Tischplatte und prahlte mit ein paar kräftigen „Sacramentos“, die er in Porto zum ersten Male von einem Eseltreiber gehört. Letzten Endes war ja auch er ein Eseltreiber. Die Tombakuhr auf dem Tisch zeigte fünf Minuten vor acht. Also schnell zur Acht-Uhr-Wache klar. Sorglich verschwand die Gala, und wenige Minuten darauf trottete der Hilfsmaschinist hinunter zu den jagenden Kolben und klingenden Telegraphen. Er glaubte zu ersticken.

Acht Stunden waren eine lange Zeit unter diesen Strichen, wenn man die Hitze dreifach fühlt. Die weiße Scheibe mit dem schwarzen Zeiger stand noch immer auf „Alle Kraft“, aber es schien, als schlafe der Kolben langsam ein, als sei der ganze Raum in stickige Wolken getaucht. Die Wände der Feuerbuchsen schwollen zu Molochen an, der kleine Maschinist klemmte sich an die Treppe, starrte zu den Müden hinab, denen der Atem schneller flog. Im Heizraum reckten sich mechanisch die Körper, schrien die Feuertüren ihr grausames Lied, klapperten die Kohlen und fegte der Staub. Mit Werg und Ölkanne stolperte ein junger Mensch um die Maschine, das gab seinem Vorgesetzten Mut. Er riß sich zusammen, prüfte, kontrollierte, scharwerkte. Trübe brannten die Lampen, gleichmäßig hämmerten die Hebel. Wie ein sprungbereites Tier erhob sich der Kolben, fiel schwerfällig nieder, sprengte das Schmieröl.

Im Schraubentunnel lag Garcias, betrunken wie ein Tier, mit gläsernen Augen. Das also ist der Kranke, sagte sich der Deutsche und knirschte vor Wut. Die Hitze benebelte alles Denken. Sollte er nicht diesen Nichtswürdigen zusammenschlagen? Sollte er ihm nicht heimzahlen für seine Niederträchtigkeiten. Jede Nacht ließ er ihn holen und beutete die Arbeitskraft des Anfängers aus. Garcias schnaubte, als könne er auf dem Twistsack keinen Schlaf finden, als sperre sich ihm der Atem. Der Deutsche hatte seinen Rundgang beendet und stand auf der Lauer. In immer neuen Wellen stieg der Haß in ihm auf, färbte ihm das Gesicht. Er starrte mühselig auf die Maschine. Wie glücklich war sie, alles zermalmen zu können, was ihr in den Weg trat, unerbittlich fortschreiten zu können. Er mußte sich an ihr ein Beispiel nehmen und dem „Kranken“ da drüben heimzahlen mit Zinseszins. Wie waren die verlorenen Stunden von Porto bis hier wieder gutzumachen? Er fühlte ein Zittern in den Knien und merkte, daß alles Zeug vom Schweiß durchnäßt war. Über die Stirn rannen ihm die hellen Tropfen. Er sah plötzlich die haßerfüllten Blicke der Heizer dicht vor sich. Er wußte um ihren ewigen Kampf, um ihre ewige Sklaverei und setzte die Mütze etwas zurück. Sein Kopf brauste, hämmerte. Ringsum jagten jetzt Maschinen.

Nun mußten sie bald vor Madeira sein. Vielleicht kreisten sie auch schon um die Insel, weil kein Lotse da war. Da traf ihn der Blick des Mannes mit der Ölkanne. Bitten und Flehen sprach daraus. Das Ringen begann. Immer höher gingen die roten Wellen vor seinen Augen, er zitterte und wankte, stürzte schwer auf die Treppe. Da sprang der Helfer hinzu, hob den Kopf des jungen Maschinisten und sprach begütigend: „Es wird gleich besser, Herr Maschinist!“ ... Wie seine Mutter sprach er es. Auch Garcias hatte sich erhoben. Der junge Deutsche erhob sich, aber er war befreit durch die Worte des andern. Ja, er konnte sogar den Trunkenen wieder auf seinen Schlafplatz legen. Dann rasselten die Telegraphen. Die Stunden waren verflogen. „Halbe Fahrt“, „Stopp“ ... Das Schiff lag still, und von den Kolben kam ein leichtes Dampfen herüber. Der Hilfsmaschinist hörte die Treppe poltern. Der leitende Ingenieur kam schwerfällig dazu. Er blickte auf Garcias und runzelte die Stirne. Alle Hitze war verflogen. Wie eine große Stille kam es über den jungen Mann. Die Heizer waren verschwunden. Er fand begütigende Worte für Garcias. Aber der Vorgesetzte schüttelte den Kopf: „Wir bekommen auf Madeira einen Maschinisten von der ‚Anatolia‘. Garcias wird abgelöst. Ich habe die Trinkerei satt!“

Der Junge flog die Treppen herauf. Der Alp war fort! Vorsichtig blickte er auf das leere Deck. Aber es war ihm, als sei er ins Paradies gekommen. Ringsum blühte das Grün der Reede von Funchal. Lustige Barken rauschten vorbei, Wimpel knatterten im Winde. Über dem Horizont hob sich die Sonne, kirschrot, glückverheißend. Ein leichter Wind fächelte über das morgenblaue Madeira. Seevögel schrien dem Jungen ihren Gruß zu.

Bunte Chronik

*** Den Kahlköpfen gehört die Zukunft.** Wenn heutzutage ein Mensch seinen Hauptschmuck sich bedenklich lichten sieht, so pflegt das im allgemeinen keine sonderlich begeisterten Gefühle in ihm auszulösen. Das wird aber in Zukunft anders werden. Dies ist wenigstens die Ansicht Dr. Fleures von der britischen medizinischen Gesellschaft, der kürzlich in einem Vortrag darauf hingewiesen hat, daß früher oder später die Zeit kommen müßte, da die Behaarung des Kopfes als ein überwundener Standpunkt angesehen werden würde und als ein Zeichen der Barbarei. ... Er wies auf die Zusammenhänge hin, die zwischen dem Haarwuchs und den Wachstumsfähigkeiten der Menschen, insbesondere des Gehirns, bestehen. Es sei nach seiner Ansicht durchaus wahrscheinlich, daß, wenn der Haarwuchs eines Menschen langsamer vor sich gehe oder gar die Haare vollkommen ausfallen, gewisse Sekrete, die das Wachstum der Haare gefördert haben, frei werden und für andere Zwecke des Körpers verwendet werden können, vor allem für eine bessere Entwicklung des Gehirns. Also müßten die Kahlköpfe intelligenter sein als ihre üppigbehaarten Mitmenschen, und da die Intelligenz heutzutage in höherem Ansehen steht als die Schönheit des Kopfschmuckes, hätten sie eine bevorrechtete Stellung ihnen gegenüber. Der Redner wies auch auf die geschichtliche Entwicklung hin, wie einst doch unsere Vorfahren auch am ganzen Körper behaart gewesen seien. Als dann aber das Feuer erfunden worden ist, stellte sich die Behaarung als Hindernis heraus wegen der Gefahr der Entzündung. So siegte dann schließlich in der Entwicklung ein Menschentyp, der am ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, kahl war, und die Entwicklung wird in dieser Richtung nach Herrn Fleure noch weiter gehen und den Kahlköpfen wird die Zukunft gehören. ...

*

*** Künstlicher Tabak.** Neuerdings kommt die Nachricht von einer Erfindung, die den Chemikern gelungen ist und von vielen Menschen, nämlich von den Rauchern mit Interesse, freilich auch mit geteilten Gefühlen aufgenommen werden dürfte: man hat ein Verfahren ersonnen, das gestattet, künstlichen Tabak herzustellen. Das Verfahren besteht darin, daß die Streifen von besonders *behandeltem Papier mit Nikotin* getränkt werden, dann werden sie braun gefärbt und mit bestimmten Chemikalien wird diesem künstlichen Tabak auch das Aroma von dem echten Tabak verliehen. Es ist ja schon vor einiger Zeit gelungen, Nikotin auf synthetischem Wege herzustellen, so daß es nicht schwer fallen würde, sich dieses zu verschaffen. Man könnte also auf verhältnismäßig billigem Wege zu Tabak kommen. Nur daß leider die das Auge und den Geruchssinn täuschende Ähnlichkeit nur auf den ersten Blick bestehen soll, aber dahinschwindet, wenn man den Tabak zu rauchen anfängt. Für den Qualitätsraucher bringt die Erfindung demnach keinen Vorteil, und nur den Nachteil, daß er sich beim Einkauf vorsehen muß, nicht statt echten, den künstlichen Tabak zu erhalten.

Lustige Rundschau

*** Er sorgt vor.** Knirr liegt auf der Pritsche in seiner Zelle. Schlüssel rasseln, die Tür öffnet sich, herein tritt der Gefängnisdirektor: „Mein lieber Knirr, denken Sie sich das Malheur: Eben entdecke ich, daß wir Sie schon drei Wochen zu lange hier behalten haben. Es tut mir wirklich furchtbar leid ...“ — „Is och weiter nich schlimm“, klopft ihm Knirr gelassen auf die Schulter, „die drei Wochen ziehen Sie eben einfach das nächste mal ab ...“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.